



FREIRÄUME UND FREIZEITEN – *IN PRAISE  
OF THE IVORY TOWER*  
PETER STROHSCHNEIDER

---

Peter Strohschneider ist Professor i. R. für Germanistische Mediävistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er studierte Germanistik und Geschichtswissenschaft, daneben Rechtswissenschaft, Soziologie und Politikwissenschaft in München, wo er 1984 auch promoviert wurde und sich 1991 habilitierte. Danach war er Ordinarius für Germanistische Mediävistik an der Technischen Universität Dresden und seit 2002 an der LMU München. Gastprofessuren führten ihn an die *École Pratique des Hautes Études* (Paris), nach Freiburg i. Br. und Frankfurt a. M. Von 2006 bis 2011 saß er dem Wissenschaftsrat vor. In den Jahren 2013–2019 war er Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 2020–2021 Vorsitzender der von der deutschen Bundesregierung eingesetzten Zukunftskommission Landwirtschaft. Er war und ist Mitglied zahlreicher nationaler und internationaler Einrichtungen und Gremien, darunter die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften sowie die *Academia Europaea*. Neben praktischer Wissenschaftsverwaltung und -politik sowie der publizistischen Beschäftigung mit dem Wissenschaftssystem sind literaturwissenschaftliche Hauptarbeitsgebiete von Peter Strohschneider die Kulturwissenschaftliche Mediävistik, die Theorie des vormodernen Textes sowie Erzählliteratur und Lieddichtung des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. – Adresse: Institut für Deutsche Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität, Schellingstr. 3, 80799 München, Deutschland.  
E-Mail: peter.strohschneider@lmu.de.

Der vierzigste Jahrgang. Das Wiko ist aus dem Größten offenkundig raus. In den wilhelminischen Neobarockvillen im Grunewald leben und arbeiten zu dürfen, empfinden

die Fellows aus aller Welt unverändert als glückhafte Ausnahmesituation, *it is a privilege*. Mir selbst geht es nicht anders. Zumal ich das Kolleg bisher allein aus der Perspektive eines Gremienmitglieds kannte – und also anders. Von innen betrachtet erscheint der Elfenbeinturm noch schöner als von außen.

Das Jubiläum der Institution gibt zugleich Anlass, jene einschneidenden Veränderungen von Gesellschaft und Wissenschaft sich vor Augen zu führen, die unseren Jahrgang von der Gründungszeit trennen. Der Ausnahmeort liegt nicht mehr in einer ummauerten Exklave, sondern in der Mitte der Metropole, jedenfalls in deren westlicher Mitte; und das heißt, er liegt auch in direkter Nachbarschaft zum politischen Zentrum der Republik. Die Zeiten bildungsbürgerlich ziemlich homogener, zumal männlich und geisteswissenschaftlich dominierter Fellowjahrgänge werden allmählich historisch. Und auch die innerwissenschaftlichen Umwelten des Kollegs veränderten sich in einer Weise, von welcher unsere Vorgänger vor vier Jahrzehnten schwerlich einen Begriff sich hätten bilden können.

Expansion, Differenzierung und Akzeleration der Wissenschaften scheinen ohne jede Stoppregel einfach immer weiterzugehen. Ihre, mit Max Weber gesagt: Veralltäglichsung, ihre numerokratische Formatierung und ununterbrochene institutionelle Reformierung nehmen, so könnte man meinen, jenen eingeführten Antworten einiges von ihrer Selbstverständlichkeit, die man vordem auf die Frage zu geben wusste, wie begründungsfähig eine so außeralltägliche, eine ebenso liberale wie exklusive und eine dem quantitativen *output accounting* so systematisch sich entziehende Forschungseinrichtung denn sei. Muße in Zeiten der Beschleunigung? Die Offenheit des Gesprächs statt einer taylorisierten Projektagenda? Mehr Neugier aufs Unvertraute denn interdisziplinäre Arbeitsteiligkeit? Kultivierung intellektueller Irritabilität statt planerischer Vermeidung von Überraschendem? Wie lässt sich derlei plausibel machen für eine wissenschaftsgesellschaftliche Öffentlichkeit, die Forschung in erster Linie als Lösung externer Problemvorgaben versteht? Wird der außeralltägliche Freiraum des Kollegs gerade im Maße der Veralltäglichsung von Wissenschaft suspekt? Hatte nicht auch der Wissenschaftsrat jüngst erst, im Frühjahr 2021, von Legitimationsdruck gesprochen?

Mir will scheinen, mit solchem Legitimationsdruck vernünftig umzugehen, sei weniger eine wissenschaftssystematische denn eine politische Aufgabe. Dass Antworten neu formuliert werden sollten, mag sein, neu finden muss man sie nicht. Denn im Zuge fortschreitender Verwissenschaftlichung von Gesellschaft treten die utilitaristischen Fremdbezüge von Wissenschaft zwar hervor, doch die intrinsische Selbstbezüglichkeit

methodischer Erkenntnissuche einfach ersetzen können sie nicht. Für die wichtige Frage nach dem Neuen, danach also, wie nicht neue Lösungen, sondern wie neue wissenschaftliche Probleme in die Welt kommen, dafür kann man sich nämlich auf jene Fremdbezüge allein kaum verlassen. Dafür braucht es nach wie vor auch die Freiräume und Freizeiten entlasteter intellektueller Produktivität eines Institute for Advanced Study. Dafür braucht es solche Instanzen „funktionaler Zweckfreiheit“ (H.-G. Soeffner).

Jede und jeder Fellow bringt sein Projekt mit in den Elfenbeinturm. Ich selbst hatte deren drei. Zu viele also, um mir jene Freiheiten auch gänzlich zu eigen machen zu können, auf die hin das Wiko angelegt ist. Zu seinem Ruhme soll indes gesagt werden, dass es mit der Verbindlichkeit der Fellowprojekte höchst generös verfährt.

Dies freilich ist auf gewisse Weise geradezu die *raison d'être* des Kollegs. Es ist ein Ausnahmefall von der allgemeinen Projektifizierung moderner Forschung und bleibt als solcher auf jenen Regelfall bezogen. Sein Prinzip ist *people, not projects!* Für begrenzte Zeit setzt es den Forschungsprozess der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler frei von jenen Steuerungs-, Evaluierungs- und Finanzierungssystemen (und -routinen) der Wissenschaftsorganisierung, mit welchen die Institution des Projektes, zumal des Drittmittelprojektes, sie enger verbunden hatte. Und das Kolleg tut dies, indem es diese Forschungstätigkeit selbst mit einer gewissen Unverfügbarkeit ausstattet. In sachlicher Hinsicht gibt es die Problemwahl frei. Es unterbricht auf Zeit die sonstigen Zeitzwänge des Wissenschaftsbetriebs und verlangt auch nicht nach einer Binnenstrukturierung jener Forschungszeit, die die zeitlich terminierte Fellowship gewährt. Und in der Sozialdimension entfremdet es die Fellows auf Zeit den Ordnungen ihrer akademischen Alltagswelt, indem es sie zu einer Spezialgemeinschaft, dem Fellowjahrgang, integriert – durch räumliche Versammlung und Residenzpflicht, durch Restaurant und Kommensalität, durch die Dichte weiterer Konsoziationsrituale vom Dienstagskolloquium bis zum Jogging, von der Tanzgruppe bis zum Chor.

Für dieses Entlastetsein von den Nachweispflichten der Projektforschung ist auch und besonders dankbar, wer mit zu vielen Forschungsversprechungen, *vulgo* Projekten, an den Halensee kommt, als dass er mit eingelösten wieder abreisen könnte.

Die Ausnahmehaftigkeit des Elfenbeinturms mitsamt ihren exklusiven Freiräumen und Freizeiten ist, ich wiederhole mich, genuin funktional und deswegen rechtfertigungsfähig. Gleichwohl habe ich den Eindruck, dass es die Spezialgemeinschaft aus anderen

Gründen derzeit nicht leicht hat, die Produktivität ihrer entlastenden Exzeptionalität zu entfalten. Es machen sich im Innern der Exklave bedrückende Zeitumstände in ungefilterter Direktheit geltend. Seit mehr als zweieinhalb Jahren prägen die Wellen der SARS-CoV-2-Pandemie die Rhythmen des gesellschaftlichen, des wirtschaftlichen, auch des akademischen Lebens. Seit dem 24. Februar 2022 verbreitet der neoimperialistische Angriffskrieg einer Atommacht auf ihr europäisches Nachbarland Angst und Schrecken – ohne dass doch die Krisen des globalen Klimasystems, des Artensterbens oder der pluralistischen Gesellschaft mit ihrer liberalen Demokratie irgend an Dringlichkeit verloren hätten.

Von Ersterem, von der Pandemie, waren die drei Anfangsmonate meines Aufenthalts im Grunewald im Herbst 2021 geprägt. Nicht so zwar, dass die besondere Kollegnormalität, anders als dann wieder im Winter der Omikron-Welle, spürbar eingeschränkt gewesen wäre; unter den eingewöhnten Vorkehrungen von der Gesichtsmaske über den Antigen-Schnelltest bis zum häufigen Lüften des Großen Kolloquienraums konnte sich auch im 40. Jahrgang mehr oder weniger die Normalität von Kolloquien, Mahlzeiten und anderen Vergemeinschaftungsformen wieder einstellen. Wohl aber waren die auslaufenden Frustrationswellen des vorangegangenen Kollegjahres 2020/2021 im Gegenlicht jener erleichterten Freude wahrzunehmen, mit welcher all die unbegrenzt aufmerksamen und hilfsbereiten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Wissenschaftskollegs nun die Rückkehr in die Normalität genossen: nach Monaten, da die Dienstagskolloquien per Zoom stattfanden, da man mit seinem Essenstablett an separierte Orte sich zurückzog und die Abstandsregeln dazu zwangen, so zu tun, als ob es eine Normalität von Gemeinschaftlichkeit gäbe. Der Lockdown hatte jenes Prinzip gebrochen, das für das Kolleg konstitutiv ist: dass es nämlich die tatsächliche räumliche Versammlung der Fellows an diesem Ausnahmeort ist. Es braucht größere sozialräumliche Nähe, als die Ansteckungsprävention seinerzeit zuließ, damit der Elfenbeinturm wirklich funktionieren kann.

Zugleich verlangt er auf seiner epistemischen Seite analytischen Abstand zu den Dingen, um die es geht: Forschung ist eine Kategorie der Distanz. Zur Logik des wissenschaftlichen Elfenbeinturms, eben weil er als Freiraum exklusiv abgegrenzt ist, gehört auch dieses dialektische Moment, dass er tatsächlich eine Art von sozialem *safe space* ist, gerade um epistemische Verunsicherung, Herausforderung, Irritation und Provokation zu ermöglichen. Hier emergieren Formen des Vertrauens, die den wissenschaftlichen Streit erleichtern sollen, weil er insofern geführt werden kann, ohne dass man unentwegt auf die sozialen Folgen des Streitens Rücksicht nehmen müsste.

Die Grenzen dessen wurden erkennbar, da man am Kolleg – das mit eindrucksvoller Selbstverständlichkeit ukrainischen Flüchtlingen Herberge bot, Anlaufstelle wurde für Familienangehörige von Alumni wie Fluchtpunkt von Exulanten aus Russland oder belarussischer Verfolgter –, da man also versuchte, den russischen Angriffs- und Vernichtungskrieg, seine historischen und politischen Dimensionen in wissenschaftlichen Veranstaltungen zu thematisieren. Das holte zugleich den in Europa vergessenen syrischen Krieg mit seinen Schrecknissen zurück ins Bewusstsein. Doch so eindrucksvoll ästhetische Vergegenwärtigungen und Verarbeitungen von Kriegserfahrung waren, so sehr kollabierte in solchen Situationen analytische Distanz. Scharfe Deutungsdifferenzen oder die Betonung von Widersprüchen verboten sich schon aus Gründen von Empathie und Takt gegenüber denjenigen, die dem Schrecken direkt ausgesetzt, die ihm mit knapper Not entronnen waren.

Es kann Wichtigeres geben als die momentane Weiterführung wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Dann kommt es mehr auf den Schutzraum des Kollegs an, auf die Sicherheit, die es zu bieten vermag, als auf die Freiräume und Freizeiten für epistemische Verunsicherungen.